

Mein erster Schultag

... und was dann noch geschah

Erzählungen und Verklärungen

herausgegeben von Hiltrud Oman

EDITION
TANDEM

Inhalt

Einleitung	7
Vorwort	9
Stefan Adamski	11
<i>Fünzig graue Hefte</i>	
Ambros Aichhorn	17
<i>Volksschule in der Nazizeit</i>	
Christine Bandmann	23
<i>Malen kann ich mit rechts und links</i>	
Silvia Bengesser	25
<i>Volksschule beim Ort genommen</i>	
Jenny Burger	29
<i>Die Puppe sah ich nie wieder</i>	
Hemma Ebner	33
<i>Das Poesiealbum der Erinnerungen</i>	
Gisela Eder	39
<i>Ein Rohrstock war normal</i>	
Sabine Gerstacker	43
<i>Nichts zu essen – aber eine Zuckertüte!</i>	
Claus Göpfert	45
<i>Großmutter hatte den Schwamm vergessen</i>	

Hans Griesner	49
<i>Butter, Speck und Kletzen</i>	
Marianne Gugg	55
<i>Schultüten waren noch nicht in Mode</i>	
Anita Hainz	57
<i>Kurrentschrift und Zitronenschnecken</i>	
Matthias Hochradl	61
<i>Schneewittchen und die Schweizer Kracher</i>	
Mariloise Jordan	65
<i>Links und rechts von mir ein Sepp</i>	
Augustin Kloiber	69
<i>„Machen tut man nur in die Hose!“</i>	
Clara Aimée Lindemann	73
<i>„Du bist der Montessori“</i>	
Michael Neureiter	77
<i>Drei Motorräder für Missionare</i>	
Hiltrud Oman	81
<i>In der Schule spricht man anders</i>	
Christof Paulowitz	85
<i>Die Welt von der Spitze des Hochgründecks</i>	
Wolfram Paulus	87
<i>Karl May und meine Dorfbande</i>	
Marianne Pfaffinger	91
<i>Schlittenfahren statt Turnen</i>	

Wolf-Dieter Proisinger	95
<i>Ein Gries-Koch zur Begrüßung</i>	
Charly Rabanser	99
<i>Schultüte!? Nein, danke!</i>	
Gabriela Rosenkranz-Schweighart	105
<i>Sonnenwarme Kastanien</i>	
Hans Stefan	111
<i>Mein Griffel und die Schiefertafel</i>	
Erich Urbanek	115
<i>Geschichte hörte 1914 auf</i>	
Sarah Vötter	121
<i>Der Besuch des Katers Fritz</i>	
Günther Witzany	125
<i>Die verhängnisvolle Schneeburg</i>	
Franz Zaunshrim	131
<i>Froschhaxln und Stagglmuse</i>	
Wilhelm J. Hochreiter	137
<i>ABC-Lebkuchen statt Schultüte</i>	
<i>Redewendungen aus der Schule</i>	
Dorothea Steinlechner-Oberläuter	145
<i>Herausforderung Volksschule</i>	
Meine Erinnerungen an die Schulzeit	151
Autorinnen und Autoren	159

Einleitung

Als an mich die Idee eines Buches über Erinnerungen an den ersten Schultag herangetragen worden ist, war ich sofort begeistert. Und im selben Moment habe ich realisiert, dass meine eigenen Erinnerungen daran verblasst waren. Es lag wohl daran, dass meine beiden Eltern selbst Lehrer waren und mich an diesem Tag sicherlich nicht begleiten konnten. Nach langem Nachdenken habe ich mir nur zusammengereimt, dass diesen Part wohl eine „Nenntante“, eine liebe Nachbarin, übernommen hatte. Aber so genau weiß ich es bis heute nicht. Nachfragen kann ich leider auch nicht mehr. Und so hatte ich schon den Untertitel des Buches kreiert – „Erinnerungen und Verklärungen“ –, denn im Abstand von Jahrzehnten geraten Erinnerungen oft durcheinander, und es verschwimmen Wirklichkeit und Wunschdenken.

Die Erinnerungen von 31 so unterschiedlichen Persönlichkeiten aus mehreren Generationen sind ein Zeugnis von Erinnerungskultur. Sie sollen Anregung sein, sich selbst mit seiner Geschichte zu beschäftigen. Einige Seiten mit bloßen Linien am Ende des Buches geben dafür Raum.

Inspiziert durch ein jüngst im Verlag erschienenen Buch über die Geschichte einer alten Bildungseinrichtung sollten die Entwicklung des Schulwesens und manche Sprichwörter aus dem Bereich Schule kurz aufgezeigt werden. Abschließende Betrachtungen einer Schulpsychologin runden die angesprochenen Themen ab.

Viel Spaß beim Lesen und Nachsinnen!

Volker Toth, Verleger

Vorwort

Zum Schulanfang 2019 hörte ich in den Medien immer wieder aufgeregte Diskussionen um die „Schultüte“ und Fragen dazu, wie groß und wie schön sie sein sollte, mit welchen Motiven verziert, selbst gebastelt oder nicht und vor allem: welche Inhalte wichtig wären.

Ich begann, meine eigenen Erinnerungen an den ersten Schultag heraufzuschürfen, um verwunderlich festzustellen, dass dieser bestimmt höchst aufregende Tag aus meinem Gedächtnis gelöscht war. Dies ließ mir keine Ruhe und veranlasste mich, an vertraute Personen aus dem Besucherkreis des Museums Sigl-Haus ein Rundschreiben zu senden und nach ihren Erinnerungen zu fragen. Unfassbar – wie sehr dieses Anliegen die Herzen der Gefragten traf, und ich war bei weitem nicht die Einzige, die keine Erinnerung an den ersten Schultag hatte! Warum wohl? Alsbald lag mir eine beachtliche Sammlung unterschiedlicher Generationen aus Stadt und Land von berührenden Erinnerungen an die frühe Volksschulzeit vor. Es war mir unmöglich, sie als privates „Geschenk“ anzunehmen, und ich überlegte, das reizvolle Thema, das zu intensivem Gedankenaustausch anregt, zu etwas Nachhaltigem weiter auszubauen. Eine Ausstellung im Museum Sigl-Haus in St. Georgen bei Salzburg oder gar ein Buch in einem Verlag, der die Erinnerungskultur schätzt? Beides lässt sich verwirklichen!

In Herrn Volker Toth von der Edition Tandem fand ich einen Verleger, der spontan bereit war, die erinnerten Schätze aus der Kindheit für ein breites Publikum durch eine Publikation zu sichern. Ich danke ihm herzlich für seinen Mut, sich auf ganz einfache, lustige und dramatische Geschichten aus dem Alltagsleben einzulassen.

Ebenso sei allen Verfasserinnen und Verfassern, die zu mir als Museumsbesucher*innen, Mitwirkende im Museum Sigl-Haus, Künstler*innen und Museumskolleg*innen in Beziehung stehen, an dieser Stelle für das Freilegen ihrer sehr persönlichen, oft intimen Erinnerungen herzlich gedankt.

Hiltrud Oman

Fünfzig graue Hefte

Seit meinem sechsten Lebensjahr begleiten mich graue Hefte. Anfangs waren es nur ein paar. Fast alle haben sie ein weißes Etikett mit gestreiftem roten Rand, dem österreichischen Wappen, oben in der Mitte und unten ein lustiges Ö, das das Wort „Heft“ einrahmt.

Die meisten Hefte haben die Nummer 2 für liniert, deutlich weniger die Nummer 1, unliniert, also Hefte für's Rechnen. Auch vier kleine querformatige Zeichenhefte sind dabei, an denen zu sehen ist, dass ich nicht gerade ein großes Zeichentalent war. Vielleicht bin ich deshalb im Druckerei- und Verlagsgewerbe gelandet, wo die Ordnung durch Lettern und Zeilen vorgegeben ist.

Auf den ersten Heften steht in Blockschrift mein Vorname, auf manchen ein kleines Häuschen zum Zeichen dafür, dass es sich um Hausübungshefte handelt.

Den Namen habe ich vielleicht selber draufgeschrieben, auf das erste Zeichenheft aber sicher nicht, denn da ist mein Familienname mit „Y“ geschrieben, ein Umstand, der mir seither noch sehr oft begegnet ist, dass ich das „I“ einfordern muss.

Meine erste Lehrerin war Frau Druckenthanner, eine liebe, ältere, kleine Dame mit grau meliertem Haar, das streng zu einem Knödel zusammengebunden war. Sie hat Generationen von Gmundner Buben in das elementare Lesen, Schreiben und Rechnen eingeführt. Zu ihrem Bild gehört auch die glänzend schwarze Schürze, die wohl den Kreidestaub von der Kleidung abhalten sollte.

An eine besondere Aufregung vor dem ersten Schultag kann ich mich nicht erinnern, sicher bekam ich keine Schultüte. Die Freude über die neuen Bleistifte, den Radiergummi und die Zwölfer-schachtel Buntstifte war groß genug, und die neue lederne Schultasche vom Taschenmacher und Lederhosenschneider Enichlmayer begleitete mich lang auf dem Schulweg.

In den ersten paar Tagen ging gewiss meine Mutter mit, das war aber bald nicht mehr nötig, denn die Stadt barg Anfang der Sechzigerjahre kaum Gefahren. Wenn es schnell gehen musste, konnte ich den Schulweg in einer Viertelstunde zurücklegen, der Heimweg dauerte zumeist länger. Da gab es viel zu besprechen, die Mauern von Zäunen und Häusern mussten mit Matchbox-Autos befahren werden oder ich wurde von einer kleinen Rauferei aufgehalten. Besonders angetan hatten es mir die Rinnsale zur Zeit der Schneeschmelze. Da baute ich mit größter Hingabe Staudämme, ohne daran zu denken, dass daheim schon die Mutter mit dem Mittagessen wartete.

Unser Schulgebäude war ein großer, gelber Bau mit zwei Eingängen in der Habert-Straße, einer führte zur Volks- und Hauptschule für Mädchen, der andere in jene für Knaben.

Als im Unterricht einmal die Frage aufkam, welchen Beruf der Namensgeber der Straße wohl gehabt habe, sagte ich mit wissender Überzeugung: „Evangelist“, stand doch auf der Hausnummer Johann-Evangelist-Habert-Straße. Ich erfuhr dann, dass Habert ein Komponist war.

Die Volksschule war im ersten Stock untergebracht. Am Ende des rechtsgewinkelten, düsteren Ganges befand sich die Kanzlei unseres Direktors Urban Stadler, der mir vor allem seines Vornamens und seiner goldgefassten Brille wegen in Erinnerung geblieben ist. Seine Unterschrift prangt auf den vier Schulnachrichten, die ich zusammen mit den Heften aufbewahrt habe.

Einen wesentlich nachhaltigeren Eindruck als der Direktor hinterließ unser erster Religionslehrer Pater Ämilian, ein Kapuzinerpater, dessen Aussehen – weißgrauer, langer Bart, spärliches Haupthaar und die braune, abgetragene Kutte – vermuten ließ, dass er niemals jung gewesen sein dürfte. Auch der Geruch seiner Kleidung und seiner Haut blieb bis heute haften: Er rauchte filterlose Zigaretten, die an seinen Fingern und in seinem Bart gelbliche Spuren hinterließen. Manchmal übernahm der Bart auch die Funktion eines Taschentuchs. Doch über all dem standen die gar nicht religiösen Räuber- und Geistergeschichten, denen wir mit einer Mischung aus Begeisterung und Furcht lauschten.

Als Schüler dürfte ich recht unauffällig gewesen sein, und ich habe auch keine unangenehmen Erinnerungen an diese Zeit, obwohl es für meine Mitschüler durchaus Anlass für Hänseleien gegeben hätte, weil ich einfach ein dickes Kind war. Anders als heute spielte das damals aber keine Rolle, aber es erklärt, warum Leibesübungen nicht gerade mein Lieblingsgegenstand war.

Die Einträge meiner Lehrerinnen in die Hefte und die Schulnachrichten zeigen auch, dass ich mehr dem Inhaltlichen als dem Formalen zugetan war. Häufig wurde die Form einer Arbeit mit der Note Zwei beurteilt, und auch in den Schulnachrichten wurden mein Zeichentalent und die „Äußere Form der Arbeiten“ ähnlich bewertet.

Als wir in die zweite Klasse kamen, übernahm uns meine geliebte Lehrerin Martha Kastenhuber. Sie führte uns bis zum Volksschulabschluss, und noch lange danach blieben wir in Kontakt.

Die Hefte der zweiten Klasse tragen Stempel wie „Schreiben“, „Spr.-Hausaufgaben“ oder „R.-Hausaufgaben“. Und manche sind zu einer Sammlung des ganzen Jahresstoffes zusammengeklebt.

Frau Kastenhuber führte uns auch zusammen mit dem damaligen Kaplan zur Erstkommunion. Da ich in einem sehr religiösen Haus aufwuchs, spielte die Religion eine große Rolle in meinem Kinderleben, und es war fast selbstverständlich, dass ich Ministrant wurde. Nach einer mehrwöchigen Einschulung hatten mein Freund Robert und ich bei der Erstkommunion unseren ersten öffentlichen Auftritt im rot-weißen Kleid. Bald darauf durften wir beide bei der Halb-acht-Uhr-Messe erstmals allein ministrieren. Da wir sonst zu spät in die Schule gekommen wären, hätten wir nach der Wandlung gehen dürfen. Als wir aber den Zeitpunkt übersehen hatten und vor dem Hochaltar knien blieben, vertrieb uns ein „Verschwindet’s!“ des strengen Dechants Dorner.

In der dritten und vierten Klasse gesellte sich zu den grauen Heften jeweils ein orangefarbenes Pressspanheft für die Heimatkunde. Diese Hefte waren mit ihren 80 Seiten aus feinem Papier viel dicker als die normalen Hefte, die nur 32 Seiten hatten. Ich habe diese sehr geliebt, weil sie mir unsere Stadt, den Bezirk und das Bundesland näherbrachten und mein Interesse für die Geografie anregten und förderten. Besonders groß war die Freude, wenn es wieder einmal einen Stempel gab. Mit einem großen Stempel wurden stumme Karten ins Heft gedruckt, die wir dann mit Informationen über Gebirge, Flüsse oder Orte ergänzen durften.

Bei der Heimatkunde konnte ich es auch verschmerzen, dass ich mich um eine schöne Gestaltung bemühen musste, beim Durchzählen der Seiten ist mir aber aufgefallen, dass mir das wohl nicht immer gelungen ist, die eine oder andere Seite wohl missraten war und herausgerissen wurde. Aber das ging leider nur im ersten Halbjahr.

Vier Hefte erinnern auch daran, dass ich in der vierten Klasse einen Kurs zur Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium

besuchte, die ich dann auch bestand. Dieser fand am Samstag
Nachmittag statt, denn vormittags hatten wir immer Schule.

Aber das machte nichts, wir hatten an den anderen Tagen genug
Zeit für uns, denn die Aufgaben hielten sich in einem bescheidenen
Rahmen und waren normalerweise bald erledigt.

Volksschule in der Nazizeit

Mein Schulweg war kein normaler Weg. Eine Stunde weit, steil und steinig, im Winter unkenntlich verweht oder auch beinhart vereist. Manchmal war der Wind so heftig, dass ich mich zum Atmen umdrehen musste, weil ich ansonsten keine Luft bekommen hätte. Dieses Problem hatte ich nur am Beginn der Schulzeit. Keine Schi-Abfahrt, kein Rodelweg in der Nähe. Unter dem „Leitntörl“ befand sich eine Felsstufe, zwei Meter fast senkrecht hinunter, danach weitere 30 Meter – unglaublich steil. Da kam unter den Buben beim Hinunterhetzen schnell die Konkurrenz auf: Wer ist der Schnellste? Diese fast senkrechte Abkürzung hinunter zu stürmen, das war eine Gaudi für uns, egal ob es uns hinschmiss und wir weiterkugelten, es konnte nicht viel passieren, am wenigsten im Winter bei Schnee. Manche Schüler in der weiträumigen Gemeinde St. Johann hatten einen zweistündigen Schulweg zurückzulegen – eine Stunde auf der Straße plus eine auf den Berg – und das täglich.

In St. Johann gab es nur einen Raum für jede Volksschulklasse. In der ersten Klasse war das ein Riesenraum, aber es war mäuschenstill. Keiner hat sich getraut, Fragen zu stellen. Das war damals in der Schuldidaktik nicht vorgesehen. Außerdem habe ich mich sehr geschämt, Pongauerisch zu reden. Schriftdeutsch war eine Fremdsprache, mit einer ganz anderen Grammatik und anderen Vokabeln. So lautete zum Beispiel der Relativsatz nicht: „der Bauer, *der was früh aufsteht*“, sondern „*der früh aufsteht.*“ „Vieha“ – heißen die „Tiere“, „de Pfoad“ bedeutet „das Hemd“,

„de Moasn“ heißt „der oder die Butter“. Unsere erste Lehrerin war eine großartige Pädagogin für die Kleinen, sie wurde von Tamsweg nach St. Johann strafversetzt, weil sie zu „wenig Nazi“ war.

Ein großes Problem war, dass es nichts zu lesen gab, noch viel weniger existierten Abbildungen.

Wir hatten damals, zu Beginn des Zweiten Weltkriegs, kein Schulbuch. Zwar gab es einmal ein Lesebuch, doch komplett ohne Abbildungen, und die Druckschrift war derartig mühsam zu entziffern, dass ich keinesfalls freiwillig daraus lesen wollte.

Zu Hause am Hof hatten wir nur zwei Schriftwerke zum Lesen: den Bauernkalender und die Bibel. Kein einziges Bestimmungsbuch gab es damals, nicht einmal für Vögel, schon gar nicht für Hummeln. Ich kannte fast jede Vogelstimme wie auch die Farbmerkmale, aber höchstens ausnahmsweise einen Namen dazu.

Als Bub zimmerte ich primitive, aber dennoch hübsche Futterhäuser und Nisthöhlen, in denen der Siebenschläfer mitunter die Jungen wie auch die Vogelmutter verzehrte.

In der Nazizeit musste ich an Sonntagen, vom Berg kommend, Ausschau halten, ob und wo man die bunte Uniform der Hitlerjugend sehen konnte; sonst wurde man gezwungen mitzumachen. Einmal musste ich mit ihnen die ganze Bahnhofspromenade mitlaufen. Nachher hat uns der Anführer im Klassenzimmer der Schule Daten und Taten von Adolf Hitler zum Auswendiglernen an die Tafel geschrieben. Ich kam dieser Verpflichtung leichter aus, denn vom Berg kommend, konnte ich sogleich in die Sakristei flüchten.

In der Kirche diente ich als Ministrant. Alle Ministranten mussten zum Dreiviertelläuten die Kirche zurücklaufen, um die Glocken zum Klingen zu bringen, erst die große, dann die kleinen. Um das

Glockengeläute wieder zu stoppen – was fast nicht möglich war –, hängte sich die ganze Ministrantenhorde an den dicken Strick der großen Glocke. Die ungeheizte Kirche hielt man eine Stunde aus. Gefroren habe ich. Wir durften beim Ministrieren keine Handschuhe anhaben. Nach der Messe hieß es schnell bergwärts hinauf zu laufen, damit uns warm wurde.

Es gab keinen Anorak, keinen Mantel, keinen Regenschirm usw. Wir hatten nur ein gestricktes Röckl und eine Zipfelhaube – das war alles.

Die erste Stunde in der Schule war Mathematik. Meine spätere Lehrerin, die Mutter von Philipp Meikl, hat uns oft lange Kopfrechnungen aufgegeben, z. B.: $13 + 7 - 4 : 4 \times 2$ – und lange Zeit so dahin. Das fand ich sehr interessant, und manchmal war ich der einzige, der die richtige Zahl am Ende noch im Kopf hatte.

Im Unterricht sangen wir sehr oft: „Heute gehört uns Deutschland, morgen die ganze Welt!“ Einmal bin ich nach der Fliegeralarmentwarnung nicht nach Hause gegangen, sondern zurück in die Schule. Unglücklicherweise. Denn dort mussten wir einen Aufsatz schreiben: „Adolf Hitler, unser Führer.“ Mein Vater sagte: „Bua, das brauchst nie lernen!“ Ich bekam einen Fünfer, sechs war damals die schlechteste Note.

Ein Mitschüler konnte perfekt die Sirene vom Fliegeralarm nachahmen, und wir alle schrien „Fliegeralarm!“ und liefen (als einzige) aus der Schule hinaus. Das war lustig.

Der Unterricht verlief eher provisorisch, denn zeitweise war die Schule durch ungarische Flüchtlinge besetzt.

Die Religionsstunde wurde nach dem Unterrichtschluss abgehalten, bemerkenswerterweise nicht im Schulhaus, sondern in der kalten St. Johanner Anna-Kapelle. Die Teilnahme war freiwillig.

Wir waren nur wenige. Wir standen rund um einen gusseisernen Ofen, den wir sehr sparsam heizen durften. Vor der Kirche stand auf einer hohen Eisenstange der Lautsprecher, eine riesengroße Kugel. Dieser dröhnte besonders laut, wenn die Bauern aus der Kirche kamen und die Neuigkeiten besprachen oder manchen Viehkauf aushandelten.

Zu Hause mussten wir Kinder immer wieder darauf achten, dass die schwarzen Tücher an den Fenstern die ganze Glasscheibe abdeckten, damit die amerikanischen Flugzeuge kein Haus entdecken und zerstören konnten.

Als mein Göd Leonhard aus Bad Gastein auf Besuch kam, gingen wir – es war zehn Uhr vormittags – unter dem Stall hinüber zu dem Punkt, wo die Aussicht auf die Berge großartig ist. Da kam vom Osten ein schwerer Bomber und warf direkt vor uns in Augenhöhe (in etwa 1.000 Meter Meereshöhe), soviel ich weiß, drei Bomben ab. Es krachte enorm, auf und neben dem Bahnhofgelände wurden die Trichter aufgerissen, die Eisenbahnschienen standen senkrecht in die Luft. Die Angst im Ort war groß, auch ich fürchtete mich. Einer aus der Südtiroler Siedlung sagte zu mir: „Heut’ war’s der Bahnhof, morgen wird’s uns treffen.“

Bei der Feldarbeit schaute ich immer auf fliegende Insekten. Fliegende Käfer und Hummeln sofort erkennen und auch das Nest dazu finden können, das hat mich brennend interessiert. Als Volksschüler habe ich mir kleine Kisten mit Dach gebaut und Hummelkolonien beobachtet. Ein Buch darüber gab es leider nicht. Nichts dergleichen gab es. Aber mir gelang es dennoch, viele Hummeln wieder zu erkennen und an ihnen Gemeinsamkeiten wie auch Unterschiedlichkeiten festzustellen. Da ich sie nicht zu bezeichnen wusste, gab ich ihnen selber einen Namen.

Eines Tages schlich ich unter der Wagrainner Straße durch das Gebüsch und entdeckte dort drei wunderschön glänzende Büchsen nebeneinander liegen. Zuerst beobachtete ich die Lage und sah dann einen Jäger, den ich kannte und nicht mochte. Er grüßte nie und sprach nie ein Wort. Ich wartete ab, bis er weiter wegging und dachte mir, er brauche doch keine drei so neuen Büchsen und nahm eine mit. Eine Büchse zu besitzen galt zu Beginn der Besatzungszeit als Todesstrafe. Also schlich ich davon, heimwärts durch das Gebüsch hinauf, damit mich keiner sehen konnte. Zuerst legte ich die Büchse hinter einen Heuhieflerstoß, dann versteckte sie der Vater im Stall hinter den Kuhbarren. „Mei Gödn, der a Jaga is“ – hat sie bekommen. Mir haben mein Vater und mein älterer Bruder gesagt: „Na, du darfst nicht schießen!“ So eine Büchse hat einen derartigen Rückstoß, dass sie eine Schulter durchschlagen kann. Eines Tages sah ich eine Taube auf eine nahe gelegene Lärche fliegen, packte meine Büchse und ging hinauf. Ich wusste nicht, soll ich schießen oder nicht, da kam plötzlich einer von den täglich scharenweise oder einzeln über den Berg Hochgrindegg heimkehrenden Soldaten daher. Ich bat ihn um den Schuss, die Taube fiel sofort vom Baum herunter.

Ich bin sehr froh, dass ich in dem extrem steilen Gelände im Gebirge aufgewachsen bin, wo man beim Abwärtslaufen gar nicht ersehen kann, was unter einem auf dem Boden liegt. Es geht immer schnell dahin, man läuft und rutscht, der Fuß schafft Kanten, und irgendwann kommt man zum Stehen. Sicher nur deshalb konnte ich 1969 die Hindukusch-Expedition in den Sieben-Tausendern (mit Wolfgang Axt) so gut ohne Sauerstoff meistern.

